

**Prof. Dr. Georg Essen, Humboldt-Universität zu Berlin**

**Universitätsgottesdienst**

Erster Sonntag nach Epiphanias, 11. Januar 2026, 18 Uhr

Themenreihe: Heimat

„Fernab der Heimat zuhause“ – Predigt zu Lukas 2, 41-52

---

**Predigttext**

*„41 Und seine Eltern gingen alle Jahre nach Jerusalem zum Passafest. 42 Und als er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf nach dem Brauch des Festes. 43 Und als die Tage vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, und seine Eltern wussten's nicht. 44 Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. 45 Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn. 46 Und es begab sich nach drei Tagen, da fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. 47 Und alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich über seinen Verstand und seine Antworten. 48 Und als sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. 49 Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich sein muss bei denen, die zu meinem Vater gehören? 50 Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen sagte. 51 Und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen gehorsam. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. 52 Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“*

Wo gehört der Junge nun eigentlich hin, wo ist er zu Hause und an welchem Ort seine Heimat? Die Kindheitsgeschichten im Lukas-Evangelium, zu denen unser Predigttext gehört, geben, auf den ersten Blick jedenfalls, keine eindeutige Antwort. Seine Mutter stammt aus der Stadt Nazareth. Von dort aus ziehen sie und ihr Verlobter nach Bethlehem, um an einer Volkszählung teilzunehmen. Dort wird der Junge geboren. Dass diese Stadt nicht sein Zuhause ist, wird deutlich, wenn wir an den Ort seiner Geburt denken: sie musste im Stall draußen vor der Stadt auf dem Felde stattfinden, weil keine Herberge zu finden war. Von Bethlehem ging es dann eine Woche später nach Jerusalem, wo die frommen Rituale des jüdischen Gesetzes befolgt wurden, die beide, Mutter und Sohn, unter Gottes Segen stellen. Von Jerusalem aus kehrten sie „nach Galiläa in ihre Stadt Nazareth“ zurück. Von dort brachen sie 12 Jahre später anlässlich einer Wallfahrt wieder nach Jerusalem auf. Aus dem Matthäus-Evangelium erfahren wir von einer Flucht, die die Familie von Bethlehem nach Ägypten führte. Wie es bei einer Flucht üblich ist, geschah sie keineswegs freiwillig, vielmehr widerfuhr dem Jungen mit seinen Eltern das Schicksal, fern der Heimat als Flüchtling nicht zu Hause zu sein.

Der Junge ist viel unterwegs in jungen Jahren!

Wo ist der Junge nun eigentlich zu Hause und wo seine Heimat? Schon jetzt müssen wir festhalten, dass diese Frage durch bloße Ortsangaben so eindeutig nicht zu beantworten ist. Auch der Hinweis auf die Familie – in orientalischen Ländern der stabilste Ort der Beheimatung – hilft nicht weiter. Fest steht, dass Maria seine Mutter ist, deren Verlobter, Josef mit Namen, ist jedoch nicht der Vater des Jungen.

Wenn mit der Frage nach der Heimat die nach der Herkunft gemeint ist, verweisen uns zwei der vier Evangelium auf die Vorfahren des Jungen. Matthäus listet einen Stammbaum auf, der von Josef über David bis zu Abraham zurückgeführt wird. Lukas hingegen verfolgt den Stammbaum von Josef über Abraham zurück bis zu Adam, von dem es lapidar heißt, er stamme von Gott. Da Josef allerdings nicht der Vater des Jungen ist, helfen uns diese Stammbäume, als biographische Herkunftsvergewisserung gelesen, auch nicht viel weiter.

Aus seinen späteren Jahren ist überliefert, dass dem zu einem Wanderprediger herangewachsenen Jungen an seiner biologischen Familie rein gar nichts lag, weil für ihn gänzlich andere Bindungen wichtig waren. Dass dieser Wanderprediger an keinem Ort seine Heimat fand, dass er also, mit anderen Worten, ein Obdachloser war, schien ihn weiter nicht zu kümmern; er habe, so seine lapidare Auskunft, keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen könne.

Auf eine ganz andere Spur der Herkunft des Jungen stoßen wir im Johannes-Evangelium. Es hält sich erst gar nicht mit Ortsangaben, Generationenketten und Herbergssuchen auf. Vom Wort Gottes heißt es, es sei – gemeint ist der Junge –, „Fleisch“ geworden und habe unter uns, wie es wörtlich im griechischen Text heißt, „gezeltet“. Wer in einem Zelt wohnt, der bindet sein Zuhause nicht an bestimmte Orte. Wo ist die Heimat eines Nomaden? Von dem Jungen, dem fleischgewordenen Wort Gottes, heißt es, es sei in der Welt fremd und verkannt gewesen. Der Junge, Gottes Wort, fühlte sich dennoch hingezogen an diesen Ort der Finsternis. Offenbar fühlte er sich heimisch, wo es unbehaglich und kalt ist; Heizungs- und Stromausfall als selbstgewählter Normalzustand sozusagen.

Halten wir an dieser Stelle kurz inne, weil wir uns nun doch darüber wundern müssten, wie wir in unseren Breitengraden eigentlich Weihnachten feiern. Für uns ist es im Grunde ein Fest der Familie, das begangen wird mit einer Vielzahl von nostalgischen und traditionellen Gebräuchen. Für die meisten von uns spielen romantische Erinnerungen an unsere Kindheit eine Rolle, die auch heute noch die Sehnsucht nach Geborgenheit und Beheimatung wecken. In nicht wenigen Familien wird dieses Fest im verklärten Licht der Heiligen Familie aus Bethlehem begangen, einstweilige Rückkehr ins Elternhaus nebst, mehr oder weniger freiwillig, Rückfälle in frühere Rollenmuster mit inbegriffen. Weihnachten ist, mit anderen Worten, eine ganz und gar bürgerliche Angelegenheit, die in vielschichtiger Weise Zeiten und Orte der Heimat verbürgen soll. Und selbst wenn wir der heilen Welt längst entwachsen sind und uns, unter Schmerzen oder Zorn gar, aus der Überhöhung, will sagen: Überforderung der Heiligen Familie befreit haben, nistet sich ein Wort des Philosophen Ernst Bloch in unser Gemüt: „Es geht um etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“

Mit Tränen in den Augen und mit Kloß im Hals singen noch die hartleibigsten Agnostiker, dass für diesen „holden Knaben im lockigen Haar“, die „Glocken süßer nie klingen“. Und wenn auch dann auch noch, oh Wunder der Natur, der „oh Tannenbaum“ „Blätter“ trägt, die nicht nur zur Sommers-, sondern auch zur Winterszeit „grünen“, ja, wenn obendrein noch „Schneeflöckchen, Weißröckchen“ vom Himmel rieseln, ja dann verwandelt sich die „stille Nacht“ in die „heilige Nacht“, in der die Welt heile ist.

Die „alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat“, sie sollen zumindest an Weihnachten wiederkehren. Es gehört halt zur Tradition, über Weihnachten nach „Hause“ zu fahren, auch wenn wir wissen, dass es sich dabei um die Wiederinszenierung einer eigentlich verlorenen Realität handelt.

Weihnachten als Ausnahmezustand der Regression? Eigentlich könnte uns ein Blick in die Krippe daran erinnern, dass die Frage nach der Heimat christlich so einfach gar nicht zu beantworten wäre. Wir aber, wir sehnen uns – „alle Jahre wieder“ – an Weihnachten nach einer Heimat.

Draußen aber, draußen ist es finster, nass und kalt, da fliegen die Fetzen, weil Bomben und Raketen einschlagen, die die Heimat von Menschen zerstören, die nun, obdachlos geworden, auf der Flucht sind, die in der Fremde weilen und nicht wissen, wo sie ihr müdes Haupt betten können, die sich verloren fühlen und einsam. Kein Ort: nirgends. Und dann stranden, landen sie in fremden Ländern, die die Heimat anderer sind. Dort sind sie, hierzulande noch von einer Minderheit, deren Zahl jedoch bedrohlich anwächst, allenfalls geduldet, keineswegs aber willkommen: man will sie nicht haben an dem Ort, den sie ihre „Heimat“ nennen und die sie ausgrenzend gleichsetzen mit ihrer Nation, ihrer Kultur, ihrer Religion, mit ihrem Volk. Die Parole „Deutschland den Deutschen, Ausländer raus!“, ist immer mal wieder auf AfD-Veranstaltungen zu hören, hier in der Strophenabfolge mit Sprüchen wie: „Unser Land, unsere Heimat!“ In ihren diesjährigen Weihnachtsgrüßen, in denen der Segen Gottes Erwähnung findet, hob die AfD hervor, dass diese Feiertage ein „wesentlicher Teil der deutschen Identität“ seien. Was wird sich dieser Junge, von dem schon die Rede war, hier denken, dieser im Stall geborene Fremdling, der von Christinnen und Christen als das Wort Gottes geglaubt wird, das Licht in die Finsternis dieser Welt bringt?

Es gibt auf dieser Erde ein Land, das vor seiner Küste einst eine Freiheitsstatue errichtete, um der Welt kundzutun, ein Zufluchtsort für Vertriebene und Flüchtlinge zu sein. Diese Statue kennt eine Inschrift: „Gebt mir eure Müden, eure Armen, eure geknechteten Massen, die frei zu atmen begehrten“. Dieses Land wurde groß und über alle Maße reich in dem Glauben, als „Stadt auf dem Hügel“ ein von Gott auserwähltes Land zu sein und zwar von dem Gott, der es mit jenem Jungen hat, von dem schon die Rede war.

Dieses Land hat inzwischen ein Heimatschutzministerium, dessen Behörden, teils mit brutaler Gewalt und in der Regel unter Missachtung von Recht und Gesetz, Fremde und Flüchtlinge außer Landes setzen. Dieses Land hat derzeit einen Präsidenten, der über Migranten gesagt hat: „Das sind keine Menschen, das sind Tiere“, deren „schlechte Gene“ das „Blut unseres Landes“ vergiften. Dieses Land hat einen Vizepräsidenten, der von sich sagt, er sei „vom christlichen Evangelium“ bewegt. Er rechtfertigt die Ausmerzung des Fremden in seiner Heimat damit, dass, um endlich auch Ross und Reiter zu nennen, die Vereinigten Staaten ein christlicher Staat weißer Amerikaner seien. Dieser Katholik gewährte vor einigen Wochen übrigens einen Einblick in seine Residenz, die über und über weihnachtlich geschmückt war, wie dies „alle Jahre wieder“ halt so üblich ist im Gedenken an jenen Jungen, von dem schon die Rede war.

Aber was sagt denn nun dieser Junge selbst zu der Frage, wo sein Zuhause und wo seine Heimat ist? Nun, die Antwort legt das Lukas-Evangelium im heutigen Predigttext diesem Jungen in den Mund. Er ist, mal wieder fern von seinem Wohnort, mit seinen Eltern unterwegs. Auf dem Rückweg von der Jerusalem-Wallfahrt vermissen die Eltern ihn, eilen zurück und finden ihn nach langerer Suche im Tempel, wo der Junge als kluger und wissbegieriger Zuhörer den Gelehrten lauscht. Die besorgten Eltern platzen in das Gespräch hinein und stellen ihn recht energisch zur Rede. Der Junge jedoch reagiert im gelassenen Ton frommer Unschuld auf die Frage, warum er ihnen die schmerzhafte Suche angetan habe, mit einer Gegenfrage: „Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich sein muss bei denen, die zu meinem Vater gehören?“ Eigentlich hätte ihnen doch, soll das heißen, klar sein müssen, wo sie ihn hätten suchen sollen, nämlich dort, wo er doch hingehört. Da ist die Heimat, wo der Junge zu Hause sein „muss“, wie es im Lukas-Evangelium ausdrücklich heißt; Nazareth ist es jedenfalls nicht.

Wo aber gehört er hin, wo also ist sein – eigentliches – Zuhause? Die Antwort, die der Junge gibt, lautet: ich muss, heißt es wörtlich übersetzt, „in dem“ sein, „was meines Vaters ist“. Die geläufigen Auslegungen dieses Verses denken dabei übrigens an den Tempel als einem festen Ort, wo sich der Junge befindet. Im Text aber heißt es, dass dieser bei denjenigen sein müsse, „die meines Vaters sind“, will heißen: die zum Vater gehören. Gemeint sind also keine Städte oder Bauwerke, sondern es sind diejenigen Menschen, unter denen sich der Junge gerade aufhält. Das

sind konkret in dieser Szene die Pharisäer und Schriftgelehrten, im Grunde aber alle, die sich zu Gott, dem Vater, bekennen, das heißt, die das Wort Gottes hören und tun.

Zwar ist der Tempel die Szene der Handlung, aber er ist keineswegs der Ort, an dem der Junge zu Hause ist. Heimat ist für ihn, recht verstanden, gar kein fester Ort, sondern es sind die Menschen, mit denen er Gemeinschaft hat und in der allen eines gemeinsam ist: sie hören das Wort Gottes und tun es. Es sind also diejenigen, die sich vom christlichen Evangelium – wahrhaft – bewegen lassen. Auch wenn wir fern von zu Hause sein wollen oder sein müssen, soll damit gesagt werden, finden wir dennoch dort Heimat, wo Menschen das Wort Gottes hören und tun. Ein solches Hören und Tun schafft neue soziale Beziehungen, die uns Heimat schenken und an die Stelle des biologischen, ethnischen oder kulturellen Zuhause treten.

Wer gehört also dazu?

Schon klar, dass wir die Antwort nicht denjenigen überlassen dürfen, die aus Weihnachten ein Bollwerk identitärer Abschottung machen wollen. Wer aber gehört dazu, wenn es um Heimstätten des Menschlichen und Christlichen geht? Hierfür liefert das Hören und Tun des Wortes Gottes das entscheidende Kriterium.

Was heißt das?

Im Matthäus-Evangelium spricht der längst erwachsenen und weise gewordene Junge recht konkret und deutlich Tacheles, indem er sein eigenes Schicksal als Beispiel heranzieht, das schon in der Krippe seinen Lauf nahm: „Ich [...] war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen. [...] Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Wer das Wort Gottes hört und tut, der darf getrost mit Gefühl und Gemüt weihnachtlich gestimmt sein und, wie „Ochs und Eselein“, vor der Krippe stehen und still vor sich hindenken:

„Ich steh an deiner Krippe hier,  
O Jesu, du mein Leben;  
Ich komme, bring und schenke dir,  
Was du mir hast gegeben.  
Nimm hin, es ist mein Geist und Sinn,  
Herz, Seel und Mut, nimm alles hin  
Und lass dir's wohlgefallen.“